

JOEL C. ROSENBERG

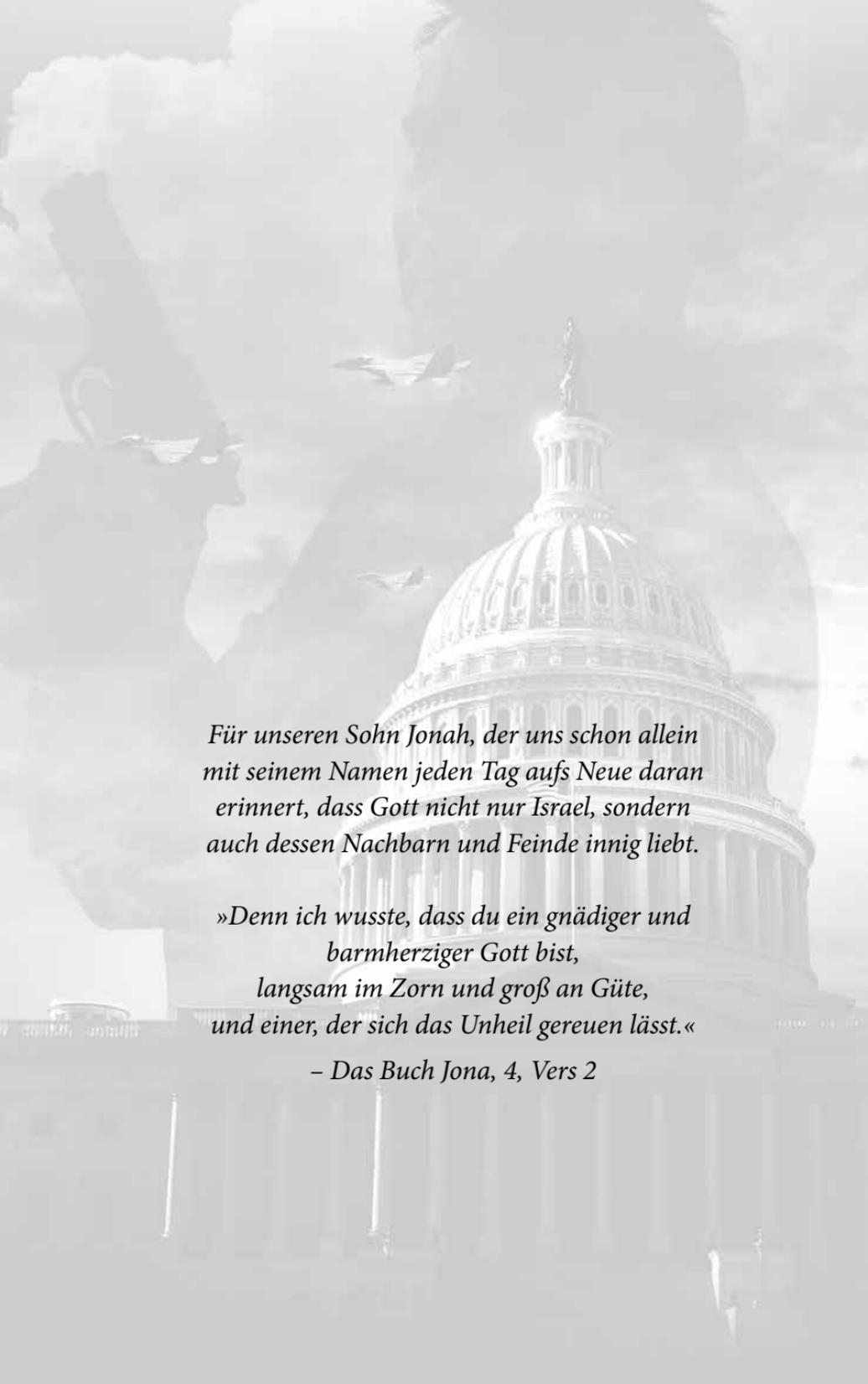
DER DRITTE
ANSCHLAG

Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Third Target*
erschien 2015 im Verlag Tyndale House Publishers.
Copyright © 2015 by Joel C. Rosenberg

1. Auflage Juli 2018
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-86552-669-4
eBook 978-3-86552-670-0



*Für unseren Sohn Jonah, der uns schon allein
mit seinem Namen jeden Tag aufs Neue daran
erinnert, dass Gott nicht nur Israel, sondern
auch dessen Nachbarn und Feinde innig liebt.*

*»Denn ich wusste, dass du ein gnädiger und
barmherziger Gott bist,
langsam im Zorn und groß an Güte,
und einer, der sich das Unheil gereuen lässt.«*

– Das Buch Jona, 4, Vers 2

DIE CHARAKTERE

Journalisten

J. B. Collins	Auslandskorrespondent für die <i>New York Times</i>
Allen MacDonald	Auslandsredakteur der <i>New York Times</i>
Omar Fayez	Reporter der <i>New York Times</i> in Amman
Abdul Hamid	Fotograf der <i>New York Times</i> in Beirut
Alex Brunnell	Chef des <i>New York Times</i> -Büros in Jerusalem
A. B. Collins	ehemaliger Chef des Büros von Associated Press in Kairo und J. B.s Großvater

Amerikaner

Harrison Taylor	Präsident der Vereinigten Staaten
Jack Vaughn	Direktor der Central Intelligence Agency
Robert Khachigian	ehemaliger Direktor der CIA
Arthur Harris	Spezialagent des FBI
Matthew Collins	J. B.s älterer Bruder

Jordanier

König Abdullah II.	Oberhaupt des Haschemitischen Königreichs Jordanien
Prinz Marwan Talal	Onkel und einer der wichtigsten Berater des Königs

Kamal Jeddeh	Direktor des jordanischen Geheimdienstes Muchabarat
Ali Said	Sicherheitschef des königlichen Hofes

Terroristen

Abu Khalif	Anführer des Islamischen Staats im Irak und Al-Sham (IS)
Jamal Ramzi	Kommandant der IS-Rebellen in Syrien und Cousin Abu Khalifs
Tarik Baqouba	Stellvertreter Jamal Ramzis
Faisal Baqouba	IS-Terrorist und Tariks Bruder

Iraker

Hassan Karbouli	Innenminister des Irak
Ismail Tikriti	stellvertretender Direktor des irakischen Geheimdienstes

Israelis

Daniel Lavi	israelischer Premierminister
Ari Shalit	stellvertretender Direktor des Mossad
Yael Katzir	Mossad-Agentin

Palästinenser

Salim Mansour	Präsident der palästinensischen Autonomiebehörde
Jussuf Kuttab	Chefberater Präsident Mansours



TEIL EINS

20. JULI 1951

1

Jerusalem

Ich war noch nie einem König begegnet.

Vor 48 Stunden hatte ich die Einladung zu einer Audienz bei Seiner Majestät erhalten, um zu einer festgelegten Zeit an einem festgelegten Ort ein Interview zu führen, das ausländischen Journalisten nur außerordentlich selten gewährt wurde. Aber nun fühlte ich mich wie erstarrt, denn ich fürchtete, mich zu verspäten.

Schweiß rann mir das Gesicht und den Rücken hinab. Die Sonne stand hoch am Himmel. Es war beinahe Mittag und die morgendliche Frische nur noch eine ferne Erinnerung. Der frisch gestärkte weiße Kragen meines Hemds wurde zusehends schlaff, meine ordentlich gebundene himmelblaue Krawatte fühlte sich an der schweißnassen Kehle wie ein Galgenstrick an.

Ich blickte auf die goldene Taschenuhr, ein Geschenk meines Vaters zum Collegeabschluss, und spürte den Knoten im Magen, der sich fester zusammenzog. Ich holte ein bereits feuchtes Taschentuch aus der Innentasche meines marineblauen Nadelstreifenjacketts, doch ich wusste, sooft ich mir die Stirn auch abtupfte, es war vergeblich. Nicht allein das schwüle Klima draußen machte mir zu schaffen. Mir war übel, weil ich zu spät kam. In mir wuchs die Angst, den wichtigsten Augenblick meiner Karriere ruiniert zu haben.

Seit einem Jahr hatte ich mich immer wieder um ein solches Interview bemüht, doch man hatte mich stets

abgewiesen. Dann, ohne jede Vorwarnung, traf ein Telegramm aus dem Palast ein, das mich, A. B. Collins, Reporter von Associated Press, nach Jerusalem zitierte, um mir ein exklusives Interview zu gewähren, und zwar ohne Einschränkungen oder Bedingungen. Ich schickte die Zusage meinen Kollegen in New York und sie waren begeistert. Ich war begeistert. Seit Monaten hatte ich alles gelesen, was ich über diesen faszinierenden, wenn auch sehr verschlossenen Monarchen hatte auftreiben können, jeden Bericht in den Nachrichten verfolgt, dessen Mitschnitt ich in die Finger bekam. Ich hatte jeden verfügbaren Experten getroffen, bei dem die Hoffnung bestand, dass er mir erklären konnte, wer dieser Mann wirklich war, was er wollte und was er als Nächstes vorhatte.

Nun stand der große Augenblick unmittelbar bevor. Man hatte mich angewiesen, Seine Majestät König Abdallah Ibn Husain I., den Herrscher des Haschemitischen Königreiches Jordanien, um Punkt zwölf Uhr mittags vor dem Eingang des Felsendoms zu treffen. Das war in weniger als zehn Minuten und wenn es so weiterging, traf ich niemals pünktlich dort ein.

»Schneller, Mann! Können Sie nicht schneller fahren?«, herrschte ich den Taxifahrer an.

Ich beugte mich vom Rücksitz vor und wies durch die staubverkrustete Windschutzscheibe des engen kleinen Taxis, in dem es nach kaltem Zigarettenrauch stank, auf die Straße hinaus. Eine völlig vergebliche Geste, die Antwort fiel bemitleidenswert offensichtlich aus. Nein, der Mann konnte nicht schneller fahren. Es war Freitag. Der heiligste Tag der Woche für Muslime, kurz vor Mittag. Jeder war mit Kind und Kegel unterwegs zur Al-Aksa-Moschee, um dort zu beten. So war es seit zwölf Jahrhunderten gewesen

und so würde es immer sein. Niemand nahm da auf einen Ausländer Rücksicht, erst recht nicht auf einen Westler – und schon gar nicht auf einen Reporter.

Wir waren weniger als 100 Meter vom Damaskustor entfernt, dem nächsten Eingang in die Jerusalemer Altstadt, aber der Verkehr stand fast völlig still. Ich verschaffte mir einen kurzen Überblick und ging meine Möglichkeiten durch. Vor mir breitete sich eine Szenerie aus, die wie ein klassischer Schnappschuss des Orients wirkte. Als Auslandskorrespondent von Associated Press war ich vertraut mit dieser verwirrenden Mischung aus schillernden Farben, exotischen Gerüchen, fremdartiger Architektur und faszinierenden Gesichtern wie aus dem Bilderbuch. So etwas hatte ich bereits in Kairo und Casablanca, Bagdad und Beirut gesehen. Ladenbesitzer und Straßenverkäufer, die gerade noch Mokka gebraut, Erdnüsse geröstet und angefangen bei Gewürzen über Küchengeräte bis hin zu Coca-Cola und religiösem Schnickschnack für Pilger alles nur Denkbare verhökert hatten, schlossen nun eilig ihre Geschäfte. Für den Rest des Tages würden sie geschlossen bleiben. Jedes Taxi, jeder Laster und jedes Privatauto auf diesem Planeten schien sich plötzlich auf diesem einen Kreisverkehr zu stauen. Die Fahrer hupten wie wild, brüllten einander an und versuchten verzweifelt, erst nach Hause und dann in die Moschee zu kommen. Von Süden her ertönte eine Sirene, vielleicht ein Polizeiauto oder eine Ambulanz, aber sie kam vermutlich nicht bis hierher durch. Ein mehr oder weniger hilfloser Verkehrspolizist in staubgrüner königlich-jordanischer Uniform blies in eine Trillerpfeife und fuchtelte mit einem hölzernen Schlagstock. Zwischendurch bellte er einige Anweisungen, doch niemand schenkte ihm sonderlich Beachtung.

Bärtige, von der Sonne verbrannte ältere Männer mit der schwarz-weiß gewürfelten *Kufiya* auf dem Kopf schoben, so schnell sie konnten, Karren mit frischem Obst und Gemüse durch die schmutzigen, ungefegten Straßen, andere trieben Ziegen und Kamele durch winzige Lücken im Verkehr zurück in die Ställe und Verschläge, in denen sie gewöhnlich gehalten wurden. Junge Männer, noch keine 20 oder knapp darüber, die keinen Job und nichts Besseres zu tun hatten, zogen ein letztes Mal an ihrer Zigarette, solange ihre Väter und Großväter nicht in der Nähe waren. Sie starrten kichernden Schulmädchentrupps hinterher, die den Blick auf die Erde richteten, während ältere Frauen in langen Gewändern und *Hidschabs* mit Essenspaketen und Wasserkrügen auf dem Kopf unterwegs nach Hause missbilligend die Stirn runzelten.

Abrupt setzte der durchdringende Ruf des Muezzins zum Gebet ein, von Lautsprechern weit oben auf den Minaretten übertragen. Mein Herz geriet ins Stocken. Mir blieb keine Zeit mehr. Hektisch überlegte ich, was ich tun sollte.

Ich musste zu Fuß gehen. Es war meine einzige Chance.

Über den Lärm hinweg brüllte ich dem Fahrer zu, er möge mich aussteigen lassen, warf ein paar Dinare auf den Beifahrersitz, griff nach der Ledermappe und dem schwarzen Filzhut und stürmte die Stufen zum Damaskustor hinab in die Menschenmenge, die ebenfalls in die Altstadt strömte. Rücksichtslos stieß ich die Gläubigen aus dem Weg, obwohl ich wusste, dass es schlecht um meine Chancen stand.

Ich sollte Seine Majestät auf dem Tempelberg treffen, den die Araber *Al-Haram Asch-Scharif* nennen, das edle Heiligtum. Es hatte mein Büro in Beirut unzählige

Telefonate und Telegramme gekostet, um mit dem Pressebüro des Palasts in Amman alles zu arrangieren. Nun gestattete mir der gefragteste und gefährdetste Monarch der gesamten muslimischen Welt, ihn für einen Tag zu begleiten, und stand zum ersten Mal, seit eine Serie von Attentaten die Region erschüttert hatte, einem westlichen Journalisten für ein Interview zur Verfügung.

Ich durfte einfach nicht zu spät kommen. Der Chef des königlichen Hofes würde mir das nie verzeihen. Er hatte darauf bestanden, dass ich früher kam, und versprochen, dass einer seiner Bediensteten mich in Empfang nehmen würde. Aber bis ich auftauchte, stünde wahrscheinlich niemand mehr da.

Ich drängte mich weiter durch die Menge, ein schier vergebliches Unterfangen, aber trotz erheblicher Schwierigkeiten passierte ich schließlich den steinernen Torbogen und fand mich in der Altstadt wieder. Vor mir versuchten noch Tausende Leute, zur Moschee zu gelangen.

Als Kriegsberichterstatter in den Jahren '48 und '49 war ich oft hier gewesen und hatte die Altstadt bei diesen Gelegenheiten recht gut kennengelernt. Ich entschied mich, ein Risiko einzugehen, und begab mich nicht in die *Souks*, wie man die Basare bezeichnete, die in zwei Hauptstraßenzügen zur Moschee führten und von Tausenden Gläubigen verstopft wurden. Stattdessen betrat ich kurz entschlossen eine Apotheke zu meiner Linken. Bevor der Besitzer mich auch nur anschreien konnte, war ich zur Hintertür schon wieder aus dem Laden hinaus. Im verzweifelten Bemühen, die verlorene Zeit aufzuholen, drang ich in das Labyrinth winziger Seitenstraßen und Gässchen ein, die zum Stephanstor – auch Löwentor genannt – führten.

Obwohl ich mich meinem Ziel schrittweise näherte, musste ich bald feststellen, dass es nun gar nicht mehr weiterging. In der Ferne konnte ich bereits die beiden großen grünen Holztore sehen, die den Eingang zum Epizentrum aller Epizentren bildeten. Sie führten zur rund 15 Hektar großen Ebene auf dem Tempelberg. Auf ihr stand das drittichtigste Heiligtum des Islam. Ich war dem Ziel so nah, aber es ging nicht mehr vorwärts. Kurz darauf wusste ich auch, warum.

Ein Trupp Soldaten blockierte den Weg. Die Leute schrien und verlangten, zum Gebet eingelassen zu werden. Doch die grimmig dreinblickenden, schwer bewaffneten jungen Männer ließen sich nicht darauf ein. Sie hätten ihre Befehle, riefen sie zurück. Niemand dürfe hinein, bis sie selbst die Freigabe erhielten.

Ich steckte fest. Und ich war mindestens so wütend wie die aufgebrachte Menschenmenge um mich herum, denn ich wusste etwas, das sie nicht wussten: Der König kam. Er war unterwegs zum Mittagsgebet in der Al-Aksa-Moschee, umgeben von Leibwächtern, die sich um sein Leben sorgten.

Und das aus gutem Grund.

2

Ich biss die Zähne zusammen und kämpfte mich weiter vor.

Mit der Presseakkreditierung und dem Palasttelegramm in der Hand war ich sicher, von den Soldaten durchgelassen zu werden. Aber zunächst musste ich überhaupt

erst zu ihnen vordringen. Das Problem bestand darin, dass alle zu ihnen wollten. Alle wollten die Ersten sein und forderten die Uniformierten auf, sie rechtzeitig zur Moschee vorzulassen. Je mehr die Wachen sich ihnen widersetzten, desto zorniger wurden sie.

»Zurück!«, schrie mich jemand an.

»Was glaubst du, wer du bist?«, kam es von einem anderen.

Dann brüllte mir ein untersetzter Mann mit schiefen Zähnen und loderndem Hass in den Augen »*Kafir!*« ins Gesicht.

Ich zuckte schockiert zurück. *Kafir* war ein Wort wie eine Brandbombe. Eigentlich bezeichnet es im Arabischen wertneutral jemanden, der nicht an den Islam glaubt oder einfach nur ›unrein‹ ist. Ursprünglich stammt der Begriff aus dem islamischen Recht. Aber mittlerweile hatte sich die Bedeutung verschoben, hin zu einem ›Ungläubigen‹ im Sinne von ›Ketzer‹ oder ›Abtrünniger‹. Es gab nur wenige Schimpfworte, die in diesem Teil der Welt schlimmer waren, besonders für einen Ausländer. Als ich es vernahm, wich ich unwillkürlich einige Schritte zurück. Als *Kafir* gebrandmarkt zu werden, war das schlimmstmögliche Szenario. In einer Menschenmenge an der Schwelle zum Aufruhr konnte eine solche Beschimpfung zum Funken im Pulverfass werden und einen Tumult auslösen; einen, den ich wahrscheinlich nicht überlebte. Ich bezweifelte, dass selbst die Soldaten für meine Sicherheit garantieren konnten, wenn die Meute sich gegen mich stellte.

Ich musste einen anderen Zugang finden. Erneut schielte ich auf meine Taschenuhr und verfluchte mich, mein Vorhaben nicht sorgfältiger geplant zu haben.

Vorsichtig zog ich mich aus dem dichtesten Gedränge in

eine Mauernische zurück, die Wand im Rücken, und analysierte nervös die rohen Emotionen, die um mich herum aufwallten. Ich bemerkte die wachsende Nervosität der jungen Soldaten. Die Stimmung drohte jeden Moment in eine Massenhysterie umzuschlagen. Die bewaffneten Militärs, der Älteste zählte sicher nicht mehr als 19, 20 Jahre, schienen sich innerlich für einen Kampf zu rüsten, während ich mir den Schweiß von den Brauen wischte. Die Sonne brannte auf uns alle herab. Die wütende Menge und die brutale Hitze lösten ein entschieden klaustrophobisches Gefühl in mir aus. Nicht zu fassen, was hier gerade geschah. Ich war nicht einfach nur zu spät, sondern würde das Treffen komplett verpassen. Meine Karriere ging gerade den Bach runter, ich war völlig neben der Spur. Ich musste hier weg, frische Luft schnappen, etwas trinken. Aber diese Option gab es aktuell nicht. Mir blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten und zu hoffen, dass der Wind sich drehte und das Glück zurück auf meine Seite wechselte.

Warum war ich nicht einfach nach Amman geflogen? Warum hatte ich mich nicht mit dem Gefolge des Königs im Palast getroffen und war mit ihnen über die Allenby-Brücke ins Westjordanland gereist, zu den Konferenzen, die in Ramallah, Jericho und anschließend in Jerusalem geplant waren? So hatte man es ursprünglich vorgeschlagen. Warum nur hatte ich darauf verzichtet, mit ihnen mitzureisen?

Die Erklärung war simpel, auch wenn mir das in dieser Situation wenig nützte. Ich war von Beirut nach Zypern und von Zypern nach Tel Aviv geflogen, und das nur aus einem einzigen Grund: Bevor ich den König interviewte, hatte ich mich mit dem Chef des Mossad treffen wollen.

Ich kannte Reuven Shiloah, den Direktor des israelischen Geheimdienstes, schon seit einigen Jahren, genau genommen hatte ich ihn bereits vor Gründung des Mossad kennengelernt. Mittlerweile vertraute ich ihm, und mit den Jahren hatte Reuven ebenfalls gelernt, mir zu vertrauen. Natürlich nicht vorbehaltlos. Immerhin war er ein Spion. Aber er wusste, dass ich seine Erkenntnisse sorgfältig nutzte, ihn jedoch niemals direkt zitierte. Seine Perspektive war einzigartig und für meine Leser überaus erhellend, auch wenn ich nur selten als Quelle auf ihn zurückgriff. Ich verdankte ihm mehrere wichtige Storys. Für meine Discretion war er mir ebenso dankbar wie mein Arbeitgeber.

Tatsächlich fungierte ich für ihn als eine Art Bindeglied zum Weißen Haus und zu verschiedenen Kongressmitgliedern – und damit auch zu weiteren einflussreichen Persönlichkeiten. Er hatte also gute Gründe, vertrauliche Informationen an mich weiterzugeben, ebenso wie ich davon profitierte, sie entgegenzunehmen. Folgerichtig hatten wir uns an diesem Morgen in einem kleinen Café in Tel Aviv in der Nähe des Busbahnhofs getroffen. Ich hatte dem Mossad-Chef Fragen über den jordanischen König und die Lage gestellt, in der er sich befand. Der kettenrauchende israelische Chefspion musterte mich daraufhin durch seine goldgerahmte Nickelbrille und vertraute mir an einem der hinteren Tische des Cafés mit leisen Worten seine ernststen und wachsenden Sorgen in dieser Sache an.

»Das ist ein schrecklicher Fehler«, meinte Reuven. »Er sollte nicht kommen.«

»Wer, der König?«, hakte ich überrascht nach. »Nicht nach Jerusalem kommen? Warum denn nicht?«

»Liegt das nicht auf der Hand, Collins? Seine Majestät ist eine wandelnde Zielscheibe.«

»Sie behaupten also, er sei in Jerusalem, seiner eigenen Stadt, nicht sicher?«

»Er ist nirgendwo sicher.«

»Wissen Sie von einer speziellen Bedrohung?« Es war nicht so, dass ich glaubte, er läge falsch, aber ihn so etwas sagen zu hören, verunsicherte mich zutiefst.

»Nein.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Da ist mein Bauchgefühl, mein Instinkt«, antwortete er. »Die Stimmung ist düster, voller Gerüchte und Gefahr. Es ist schon an anderen Orten geschehen, also kann es auch hier geschehen. Wie Sie wissen, wurde der iranische Premierminister erst vor wenigen Monaten ermordet.«

Ich nickte. Ali Razmara, der 58. Premierminister Irans, war zum Zeitpunkt seines Todes erst 49 Jahre alt gewesen. Der dritte Amtsinhaber der Region, der in den letzten Jahren einem Anschlag zum Opfer gefallen war.

Ich zückte einen Notizblock und begann mitzuschreiben.

»Bei Razmaras Tod gab es einige Auffälligkeiten«, fuhr Reuven fort. »Er wurde am helllichten Tag niedergeschossen. Nicht von einem Ausländer, sondern von einem Landsmann, einem Iraner. Tatsächlich war der Attentäter sogar selbst Muslim. Und Razmara befand sich auf dem Weg in eine Moschee, um zu beten. Außerdem handelte es sich nicht um ein isoliertes Verbrechen. Weniger als zwei Wochen später fiel auch Zanganeh einem Attentat zum Opfer.«

Er bezog sich auf Abdul-Hamid Zanganeh, den iranischen Bildungsminister. »Auch Zanganeh hat es mitten am Tag erwischt, in seinem Fall auf dem Gelände der Universität von Teheran«, erklärte der Mossad-Direktor. »Ein

öffentlicher Ort. Viele Leute. Schwer zu sichern. Die Waffe war ebenfalls eine Pistole, klein und leicht zu verbergen. Aber wer steckte dahinter? Ein ausländischer Geheimdienst? Die Briten, die Amerikaner? Wir? Nein. In beiden Fällen waren die Attentäter Muslime. Extremisten, noch dazu Einheimische.«

Reuven ergänzte, dass vor zwei Jahren jemand versucht habe, den Herrscher Irans, Schah Mohammad Reza Pahlavi, zu töten. Er erinnerte mich daran, dass sich auch dieser Anschlag im Blickpunkt der Öffentlichkeit ereignet hatte, ebenfalls auf dem Campus der Universität in Teheran. Auch hier ließ sich die Tat auf einen Landsmann und islamistischen Extremisten zurückführen, nicht etwa auf einen ausländischen Agenten. Fünf Schüsse, vier davon verfehlten ihr Ziel. Der fünfte jedoch nicht. Wie durch ein Wunder hatte die Kugel das Gesicht des Königs nur gestreift und ihn lediglich leicht verwundet. Nur ein Millimeter weiter, und er wäre sofort tot gewesen.

»Der Attentäter hat sich als Fotograf ausgegeben, als Pressevertreter, um dicht an den König heranzukommen.«

»Aber das war der Iran, nicht Jordanien«, meinte ich schließlich und sah von meinen Notizen auf. »Die Lage stellt sich hier doch völlig anders dar.«

»Wirklich?«, gab er zurück. »Sicher, es gibt Unterschiede, da haben Sie recht. Der Iran ist ethnisch gesehen persisch, Jordanien hingegen arabisch. Der Iran wird mehrheitlich von schiitischen Muslimen bewohnt, in Jordanien dominieren die Sunniten. Der Iran hat Öl, Jordanien nicht. Der Iran ist groß und bevölkerungsreich, Jordanien dagegen nicht. Aber diese Unterschiede sind nicht ausschlaggebend. Wichtig ist das Muster.«

»Welches Muster?«

»Iran ist eine Monarchie«, erklärte Reuven. »Ebenso wie Jordanien. Die Pahlavi-Regierung gilt wie die Haschemiten als gemäßigt. Iran ist probritisch, genau wie Jordanien. Letzteres war sogar eine britische Kolonie. Darüber hinaus ist der Iran auch noch proamerikanisch eingestellt. Genau wie Jordanien. Und auch wenn sie es nicht an die große Glocke hängen, ist der vom Schah regierte Iran einer der beiden Staaten in der Region, die zu Israel und den Juden ein einigermaßen freundliches Verhältnis pflegen. Der andere ist Jordanien.«

Hier musste ich Widerspruch anmelden. »Warten Sie mal. Jordanien hat in Ihrem Unabhängigkeitskrieg auf der Seite des Gegners gekämpft. Das liegt gerade mal drei Jahre zurück.«

»Die Dinge ändern sich«, meinte er und riss ein neues Päckchen Zigaretten auf.

»Wie meinen Sie das?«

Eine lange Pause entstand.

»Reuven?«

Der Mossad-Chef schaute sich im Café um. Langsam füllte es sich mit Stammgästen.

»Was ich Ihnen jetzt sage, sage ich Ihnen völlig unter der Hand«, erwiderte er schließlich. »Wirklich, A. B., Sie dürfen es nicht verwenden, in Ordnung?«

»Einverstanden.«

»Ich habe Ihr Wort?«

»Das haben Sie«, bekräftigte ich.

»Ich meine es ernst. Das dürfen Sie unter keinen Umständen abdrucken. Aber ich werde es Ihnen sagen, denn es ist wichtig für Sie, um König Abdallah und das, was er beabsichtigt, in den richtigen Kontext zu setzen.«

Ich nickte.

»Sobald ich diese Geschichte freigeben kann, erfahren Sie es als Erster«, fügte der Mossad-Chef hinzu. »Aber so weit sind wir nicht. Noch nicht.«

»Ich verstehe, Reuven. Wirklich, Sie haben mein Wort. Sie kennen mich. Mir liegt nichts daran, Sie vor Ihren Leuten bloßzustellen.«

Er zündete eine Zigarette an und ließ den Blick erneut durch den Raum schweifen. Dann beugte er sich vor und verkündete mit gesenkter Stimme: »Der König versucht, an uns heranzutreten.«

»An den Mossad?«

»Nein, nicht an ›uns‹. An uns.«

»An wen genau?«

»David Ben-Gurion.«

Ich war platt. Der König von Jordanien wollte mit Israels alterndem Premierminister verhandeln?

»Aber warum?«, fragte ich. Der Gedanke faszinierte mich.

Wieder taxierte der Direktor die Umgebung, um sicherzugehen, dass niemand unser Gespräch belauschte. Dann sprach er noch leiser als zuvor weiter, so leise, dass ich ihn kaum noch hörte und mich weit über den Tisch beugen musste, um über den Lärm des Cafés hinweg etwas zu verstehen.

»Seine Majestät versucht, die Möglichkeit von geheimen Friedensgesprächen auszuloten«, vertraute Reuven mir an. »Es scheint, als würde er sich persönlich mit dem Premierminister treffen wollen. Das ist natürlich alles noch nicht spruchreif und würde gegebenenfalls geleugnet. Aber der König scheint sich mit dem Gedanken anzufreunden, Frieden mit Israel zu schließen.«

Ich konnte meine Überraschung nicht länger verbergen. »Ein Friedensvertrag?«

Reuven rutschte unruhig auf dem Sitz hin und her. »Das nun nicht gerade.«

»Zu offiziell?«, fragte ich.

Er nickte.

»Also eine Art privates ›Abkommen‹.«

»Möglicherweise.« Reuven blies langsam den Zigarettenrauch aus. »Aber selbst das birgt große Risiken. Der König weiß, dass er eine wandelnde Zielscheibe darstellt. Nicht für uns. Wir haben kein Problem mit ihm. Er führte '48 Krieg gegen uns und wurde von uns in die Schranken gewiesen. Was uns betrifft, ist die Sache damit erledigt. Sein wahres Problem sind die Ägypter, die Syrer, die Irakis und die Saudis. Die hassen ihn. Genau genommen trifft Hass es nicht einmal ansatzweise. Sie glauben nicht, dass er einer von ihnen ist, und halten ihm mangelnde Loyalität ihnen gegenüber vor. Außerdem rechnen sie mit dem baldigen Niedergang des Haschemitischen Königreichs. Damit ist er zum Abschuss freigegeben. Sie alle wollen ihn tot sehen und sich sein Reich unter den Nagel reißen, sobald er nicht mehr da ist.«

»Wenn er also über die Hintertür zu Ihnen Kontakt aufnimmt und ein Abkommen schließt, heißt es für ihn ›Im Westen nichts Neues‹ und er kann seine Geheimdienste und Sicherheitskräfte andernorts einsetzen«, schlussfolgerte ich.

»So in etwa«, bestätigte Reuven mit einem Achselzucken. »Aber wie dem auch sei, ich glaube nicht, dass der König einen Krieg mit Israel riskieren will. Anders als andere plant er definitiv nicht unsere völlige Vernichtung. Alles deutet darauf hin, dass er kein Fanatiker ist. Er ist Pragmatiker, jemand, mit dem wir arbeiten können. Wie der Schah.«

»Aber die Fanatiker wollen den Schah tot sehen«, warf ich ein.

Reuven nickte.

»Und deshalb haben Sie Sorge, dass jemand den König töten könnte. Denn Sie glauben, dass er und der Schah aus dem gleichen Holz geschnitzt sind«, spann ich den Gedanken weiter.

»Was ich denke, spielt keine Rolle«, wiegelte Reuven ab. »Was die Fanatiker denken, ist wichtig. Was uns zu Dienstag zurückführt.«

»Sie meinen Riad As-Solh.«

»Natürlich.«

Allmählich verstand ich Reuvens Besorgnis. Am Dienstag, dem 17. Juli 1951, also vor drei Tagen erst, war der Premierminister des Libanon, Riad As-Solh, ebenfalls einem Attentat zum Opfer gefallen. Wie der Schah und der jordanische König galt As-Solh als moderat und pragmatisch und war ein in der Region der Levante äußerst respektierter Staatsmann gewesen. Ein tragischer Tod, allerdings hatte er sich nicht in Beirut oder Teheran ereignet.

»Wie Sie wissen, wurde er in Amman getötet«, schien Reuven meine Gedanken zu lesen. Seine Stimme klang nüchtern, die durchdringenden blauen Augen funkelten allerdings zornig. »Er wurde auf dem Marka-Flugplatz erschossen, nur drei Kilometer vom Palast entfernt. Er hatte in Jordanien den König besucht, seinen langjährigen Freund und politischen Verbündeten. Und doch wurde er von einem dreiköpfigen Team von Attentätern umgebracht. Ich sage Ihnen jetzt etwas, das noch niemand weiß: Einer der Attentäter wurde von der Polizei erschossen. Ein weiterer beging Selbstmord. Aber einer befindet sich noch auf der Flucht.«

Die Implikationen des letzten Satzes trafen mich wie eine Ohrfeige. Ich saß einfach nur da, starrte auf meinen kalt gewordenen Kaffee und den Teller mit Rühreiern und trockenem Toast, den ich nicht angerührt hatte, während ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen.

Schließlich griff Reuven in die Tasche, zog genug Lirot hervor, um unsere beiden Mahlzeiten zu bezahlen, und schlüpfte ohne ein weiteres Wort zur Hintertür hinaus.

3

Die Menge um mich herum wurde von Minute zu Minute aggressiver.

Der Muezzin war inzwischen verstummt. Die Gläubigen hätten in der Moschee sein sollen, gewaschen, gereinigt und bereit für das Mittagsgebet. Aber die Soldaten blieben stehen.

Ich musterte diese jungen Männer, kaum aus der Schule heraus, und fragte mich, was ihnen zuzutrauen war. Ob sie wirklich auf diese Menschen feuerten, wenn man sie weiterhin bedrängte? Falls etwas Unvorhergesehenes passierte, wie flexibel reagierten sie? Falls jemand ihren Herrscher bedrohte, würden sie tatsächlich ihr Leben opfern, um ihn zu schützen? Ich fragte mich, wie gut ausgebildet, wie diszipliniert und wie ergeben dem Thron gegenüber sie wirklich sein mochten.

Es sah aus, als stünden wir kurz davor, das herauszufinden.

In wenigen Minuten würde König Abdallah Ibn Husain I. eintreffen, nur wenige hundert Schritte von der

Stelle entfernt, an der ich mich befand. Waren diese jungen Männer wirklich in der Lage, ihn zu beschützen? Oder schwebte der 69-jährige Monarch tatsächlich in großer Gefahr? Vielleicht lauerten hier im Pulk vor mir Extremisten, wild entschlossen, den König zu töten. Abdallah saß erst seit fünf Jahren offiziell auf dem Thron, seit dem 25. Mai 1946. Damals hatten die Briten ihrem ehemaligen Mandatsgebiet Transjordanien die Unabhängigkeit gewährt. Die Vorstellung, dass jemand – unter Umständen eine ganze Gruppe – beabsichtigte, ihn und damit gleich das gesamte Königreich zu stürzen, erschien mir ungeheuerlich.

Ich wusste aus meinem Gespräch mit Reuven Shiloah, dass die Israelis sich Sorgen um die Sicherheit des Königs machten. Garantiert waren sie nicht die Einzigen. Reuven hatte erwähnt, dass auch der jordanische Geheimdienst Seiner Majestät davon abgeraten hatte, nach Jerusalem zu gehen. Oder den Besuch zumindest aufzuschieben. Aber starrsinnig, wie er war, überhörte er die Einwände. Er hatte in der Heiligen Stadt etwas zu erledigen, einer Stadt, für die er sich persönlich verantwortlich fühlte, und wollte sich nicht ablenken lassen. Immerhin war er ein direkter Nachfahr des Propheten Mohammed. Seine Ahnen regierten seit Jahrhunderten in Mekka und Medina, und nun galt er als Bewahrer eines der bekanntesten Heiligtümer des Islam. Er würde sich nicht feige verstecken, wenn er persönlich bedroht wurde, egal wie ernst diese Drohungen sein mochten.

So war der König eben. Ich bezweifelte, dass er damit taktisch klug agierte, aber immerhin profitierte ich selbst von seinem eigenmächtigen Handeln. Immerhin hatten die engsten Berater Seiner Majestät ihm auch davon

abgeraten, mit der westlichen Presse zu sprechen. Nun, diesen Ratschlag hatte er ebenfalls ignoriert und sich bereit erklärt, einem Amerikaner ein Interview zu geben. Offenbar hatte er der Welt etwas mitzuteilen und wollte mich als Sprachrohr benutzen. Und dafür war ich ihm sehr dankbar.

Ich arbeitete seit rund zehn Jahren für United Press International und Associated Press. In dieser Zeit hatte ich mit Generälen, Kommandanten und örtlichen Würdenträgern verschiedenster Couleur gesprochen. Ich war in London, Paris, Bombay und zuletzt in Beirut eingesetzt worden, um Präsidenten, Premierminister und Staatsoberhäupter zu treffen. Allerdings war ich noch nie einem leibhaftigen König begegnet, geschweige denn, dass er mir eine Audienz gewährt hätte. Ich musste zugeben, dass allein der Vorstellung, mich mit einem Monarchen zu unterhalten, eine gewisse Mystik anhaftete, die sich schwer in Worte fassen ließ.

Nun kam es darauf an. Wenn ich nicht rasch etwas unternahm, um durch das Gemenge an diesen Wachposten vorbeizukommen, würde ich es für den Rest meines Lebens bereuen.

Ich ließ kurz den Blick über die Versammelten schweifen, guckte mir ein Ziel aus und packte die Gelegenheit beim Schopf. Ich wischte mir die Handflächen an der Hose ab und setzte mich in Bewegung, schob mich an einigen alten Männern vorbei, stieß einige junge Männer aus dem Weg, die noch keine 20 waren, und arbeitete mich so an der Mauer nach rechts zu den Soldaten vor. Sofort wurde ich mit üblen Flüchen überschüttet, doch die, an denen ich mich vorbeidrängte, hatten keine Chance. Ich war über 1,80 groß und wog beinahe 100 Kilo. Entschlossen strebte

ich auf mein Ziel zu und erreichte tatsächlich innerhalb weniger Schritte das Tor. Ohne Vorwarnung ließ ich meinen Ellbogen in die Rippen des untersetzten jungen Mannes mit den schiefen Zähnen krachen, der mich vor ein paar Minuten noch als *Kafir* beschimpft hatte. Er war geschätzt Mitte 20 und schien entschieden mehr Erfahrung in Straßenprügeleien zu besitzen als ich. Aber zumindest in diesem Moment hatte ich den Vorteil auf meiner Seite. Mich trieb wilde Entschlossenheit an, und damit rechnete er nicht.

Erneut blitzte in seinen Augen der Zorn auf, den ich vorhin schon bemerkt hatte; er holte aus, um mir mit aller Wucht einen Kinnhaken zu verpassen. Doch damit rechnete ich und duckte mich rechtzeitig. Seine Faust krachte in die Steinwand hinter mir. Genau diesen Augenblick nutzte ich, um ihm einen rechten Leberhaken zu verpassen. Er kippte nach vorn. Rasch packte ich ihn an der Taille und riss ihn zu Boden, was die Menge um uns herum rasend machte. Er erholte sich schnell und warf sich auf mich, aber noch während er das tat, ertönten die Trillerpfeifen der Wachposten.

Ich schirmte mein Gesicht mit den Armen ab, da er begann, mit den Fäusten auf mich einzuschlagen. Bevor er nennenswerten Schaden anrichten konnte, hatte sich auch schon ein halbes Dutzend der jordanischen Wachen auf uns geworfen. Sie drängten die Menge mit hölzernen Schlagstöcken zurück und prügelten damit auf den jungen Mann ein, bis sie ihn von mir trennen und ihm Handschellen anlegen konnten. Ich selbst kassierte noch einige Tritte, einen auf den Rücken, einen in die Magengrube. Aber im Großen und Ganzen bekam ich, weil ich in dem ganzen Gewühl zuunterst lag, noch am wenigsten ab. Als

sie erkannten, dass ich kein Jordanier und schon gar kein Muslim, sondern ein Westler war, zeichnete sich ein Ausdruck des Schreckens auf dem Gesicht des Hauptmanns der Einheit ab – eines Captain Rajoub, wie der auf seiner Uniform eingestickte Name verriet.

»Wer sind Sie?«, wollte er wissen, während seine Kollegen die Gewehre auf mich richteten.

»Ich bin Reporter«, antwortete ich auf Englisch und griff nach meinem Hut, der auf dem Boden lag. Ich klopfte den Staub davon ab und setzte ihn auf den verschwitzten Kopf, während zwei Soldaten meine Ledermappe durchsuchten.

»Woher kommen Sie?«

»Aus Amerika.«

Es wäre sinnlos gewesen, ihnen zu sagen, ich sei eigentlich in Beirut stationiert. Das hätte die Angelegenheit nur unnötig verkompliziert. Und obwohl ich fließend Arabisch sprach, antwortete ich deshalb auf Englisch, um mich so deutlich wie möglich von den Einheimischen abzugrenzen. Immerhin durfte ich davon ausgehen, dass diese Männer das Wort ›Amerika‹ kannten. Sie liebten uns nicht. Aber sie waren so vernünftig, uns zu fürchten.

»Papiere!«, forderte der junge Captain knapp.

Langsam griff ich in die Tasche meines Jacketts, weil ich die Jungs mit den Knarren nicht nervöser machen wollte, als sie es ohnehin schon waren. Ich zückte meinen amerikanischen Pass und meinen Presseausweis. Der Mann öffnete zuerst den Pass, nahm das Foto in Augenschein und schaute mich dann ein zweites Mal an.

»Andrew?«, fragte er. Er hatte einen starken Akzent, sprach zu meiner Überraschung jedoch ein passables Englisch. »Ist das Ihr Name?«

Ich nickte.

»Andrew Bradley Collins?«

Ich nickte wieder.

»Geboren am 9. September 1920?«

»Ja.«

»In Bar ... Bar ...«

»Bar Harbor«, half ich.

»Was ist das?«

Es schien seltsam, in dieser Umgebung über meine Heimatstadt zu sprechen. »Das ist eine kleine Stadt in Maine.«

Er starrte mich an. Genau genommen starrte die gesamte Menge mich an und schien bereit, mich in kleine Stücke zu fetzen.

»Warum sind Sie hier?«, fragte Captain Rajoub.

»Ich habe hier ein Telegramm«, sagte ich, griff langsam in die Innentasche meines Jacketts und zog das knittrige, gelbliche Papier der Western Union hervor. Ich übergab es dem Captain und sah zu, wie er las.

Seine Augen weiteten sich.

»Sie sollen Seine Majestät treffen?«, fragte er fassungslos. »Hier auf dem *Al-Haram Asch-Scharif*?«

»So war es verabredet. Ich wollte Ihnen das gerade mitteilen, Sir, als dieser Verrückte da drüben probierte, mich umzubringen«, erklärte ich und wies auf den untersetzten Mann, der nun gewaltsam von einigen Männern davon abgehalten werden musste, sich erneut auf mich zu stürzen.

»Und Sie sollen ihn jetzt treffen?«

»Ja. Vorausgesetzt, Sie und Ihre Männer lassen mich durch.«

Nun flammte in seinen Augen echte Furcht auf. Er und seine Leute hatten den Mann verhaftet und beinahe

erschossen, der sich mit dem König treffen sollte. Für einen Augenblick fehlten ihm die Worte. Doch er fing sich sofort.

»Hier entlang, Sir«, verkündete er schließlich. »Bitte, mein Freund, kommen Sie. Ich werde Sie zu Seiner Majestät bringen.«

Er wandte sich an seine völlig verblüfften Männer und rief ihnen auf Arabisch einen knappen Befehl zu. Immer noch unter dem Eindruck des Geschehens, räumten die Soldaten sofort eine Gasse frei. Dann bedeutete mir der Captain, ihm zu folgen. Ich nahm dem Soldaten, der sie durchsucht hatte, die Ledermappe aus der Hand, richtete meine Krawatte, klopfte mir, so gut es ging, den Staub vom Anzug und folgte dem Captain auf den Tempelberg.

Mein verzweifelter Plan hatte funktioniert, auch wenn ich es selbst kaum glauben konnte.

Ich war spät dran, aber ich hatte es geschafft.

4

Verzweifelt suchte ich mit meinen Blicken den Vorplatz ab, doch ich sah ihn nicht.

Hatte ich meine Chance etwa doch verpasst?

Captain Rajoub bat mich, bei ihm zu bleiben und kein Wort zu sagen, dann überquerte er mit einigermaßen zügigen Schritten die freie Fläche. Ich tat, was er sagte. Nach wie vor konnte ich kaum fassen, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben auf dem Tempelberg stand.

Vor mir ragte der beeindruckend schöne Felsendom auf. Er war im 7. Jahrhundert nach Christus erbaut und

um das Jahr 691 vollendet worden. Deutlich größer, als ich erwartet hatte, erstreckte er sich über mehrere Ebenen. Das achteckige Gebäude, vollständig mit blau-grünen Fliesen im umayyadischen Stil gekachelt, hinterließ einen spektakulären Eindruck. Dafür sorgte vor allem die gewaltige Kuppel, mit purem Gold gedeckt, die majestätisch in der Mittagssonne glänzte.

Captain Rajoub und ich traten um eine Ecke an den zentralen Zugang des Heiligtums, der sich auf der Südseite des Komplexes befand. Nach wie vor keine Spur vom König. Ich bemerkte einige Soldaten, die auf dem Gelände patrouillierten, doch kein königliches Gefolge. Ich gestehe, ich stand kurz davor, einfach aufzugeben, aber ich tat es nicht, noch nicht jedenfalls. Ich zog es vor, Fragen zu stellen.

»Entschuldigen Sie«, sprach ich ein paar Soldaten auf Arabisch an, die in der Nähe auf und ab patrouillierten. »Man sagte mir, ich solle hier auf Seine Majestät warten, um mit ihm ein Interview zu führen. Habe ich ihn verpasst?«

Beide sahen mich misstrauisch an, aber der Captain versicherte ihnen, dass meine Schilderung der Wahrheit entsprach, und zeigte ihnen das Telegramm. Darüber hinaus versprach er ihnen, an meiner Seite zu bleiben und dafür zu sorgen, dass ich keinen Ärger mache. Ihr Blick streifte erst das Pistolenholster des Captains, dann mich. Offenbar stellte sie der Anblick zufrieden.

»Nein, Sie haben ihn nicht verpasst«, sagte der Ältere von beiden in annehmbarem Englisch. »Seine Majestät ist unterwegs. Warten Sie bitte dort drüben.«

»Shukran«, dankte ich ihnen und konnte wieder einmal mein Glück kaum fassen.



www.joelrosenberg.com

Joel C. Rosenberg ist der Bestsellerautor von bisher 13 Romanen und fünf Sachbüchern. Die verkaufte Auflage liegt bei 5 Millionen Exemplaren.

Geboren wurde er 1967 in Syracuse, New York. 1989 schloss er das Studium der Filmdramaturgie ab. Ein Jahr später heiratete er seine Collegeliebe Lynn. Die beiden wohnten 24 Jahre in Washington, D. C., bis sie mit ihren Söhnen – Caleb, Jacob, Jonah und Noah – nach Israel umsiedelten.

Joel trat in Hunderten von Radio- und TV-Sendungen auf und nahezu jede seriöse Zeitschrift in den USA hat seine Artikel und Essays veröffentlicht. Er gilt als Nahost-Experte. Weil er in seinen Romanen mehrmals große politische Entwicklungen vorhersagte, wird er von den Medien als »modern-day Nostradamus« bezeichnet.

Infos, Leseprobe & eBook:
www.Festa-Verlag.de